Das Naturgefühl in den Goetheschen Schauspielen „Iphigenie auf Tauris“ und „Torquato Tasso“.*)

„Eigentlich hat die Bewunderung kaum eine Sprache dafür, weil die Liebe redet“. [1])

Die Schönheit ist eins der grössten Geheimnisse der Natur, deren Wirkung wir sehen und empfinden, von deren Wesen aber ein allgemeiner deutlicher Begriff unter die unerfundenen Wahrheiten gehört. So etwa versuchte der Begründer unserer Kunstgeschichte, J. J. Winckelmann, „der für die höchste Schönheit seiner Natur nach fähig war und sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr ward“, seine Empfindungen zu deuten, als ihm diese Schönheit „aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen kam“.[2])

Dieses rührende Bekenntnis der Ohnmacht des gewaltigen Geistes gegenüber der unerklärlichen Zaubermacht der Schönheit kommt mir unwillkürlich in den Sinn, wenn ich die Zeilen lese:

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligtum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,

*) Den ersten Teil enthält die Beilage zum 52. Jahresbericht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und an dem Ufer steh' ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber." —

„Schauplatz: Hain vor Dianens Tempel", lautet knapp und dürftig die Weisung für den Schauspielleiter. Aber weit mehr als die ausgesuchteste Bühnenkunst bieten unserer Vorstellungskraft die Eingangsworte des Dichters.

Hochragende, uralte Bäume wölben ihre üppig grünen Zweige zu einem mächtigen Dach, dessen Schatten Schutz und Ruhe verspricht vor den Stürmen der Welt, aber eine Ruhe so tief und schwer, dass der Blick sogleich in unerklärlicher Sehnsucht emporschweift und die dichtbelaubte Decke zu durchdringen sucht, über der sich die Wipfel im hellen Sonnenscheine wiegen und leise rauschend plaudern von der Schönheit der Welt dort weit in leuchtender Ferne. Und von draussen tönt in das Rauschen der regen Wipfel ein anderes, stärkeres Rauschen, dumpf und schwer, rhythmisch schwellend: will es locken? will es warnen? Das Gefühl des Erschauerns gesellt sich zur schwermütigen Sehnsucht, und unruhig fragend gleitet der Blick durch die moosbehangenen Stämme; da schimmert es ihm entgegen aus den grünen, dämmernden Schatten, weiss und kalt, eines Tempels Marmorbau: ehrfurchtsvolle Scheu vor der Nähe des Göttlichen ergreift den Wanderer, und ein seltsames Verlangen zwingt sein Auge nach der Schwelle des Heiligtums, als müsste aus dem geheimnisvollen Dunkel zwischen den leuchtenden Säulen des Einganges ihm des heiligen Haines Geheimnis selbst entgegentreten. Ist's Traum, ist's Wirklichkeit? Da steht sie vor ihm, die hoheitvolle Gestalt, weiss schimmernd wie die Säule aus heiligem Marmor, unnahbar wie ein Götterbild,[3]) aber sie schreitet, sie lebt, sie hebt das Auge, und ein Meer von Weh, von tötender Einsamkeit, stiller Ergebung und verzehrender Sehnsucht flutet aus ihrem Blick: sie ist wohl die Göttin der Sehnsucht in eigener Gestalt — — — Da beginnt sie zu sprechen, in einem verhaltenen, tief schmerzlichen Seufzer hebt sich die gequälte Brust, und über die Lippen tönt das lösende Wort: „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel — — —". Und je

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weiter sie spricht, desto mehr wird der Hörer gepackt von der ganz eigenartigen Vereinigung göttlicher Ruhe und menschlicher Leidenschaft. Auch den, der das Meer und seine Wirkung auf das Menschenherz nicht kennt, lassen die Worte des Dichters verstehn, wie gerade am Strande das Heimweh mit Allgewalt die Seele der Einsamen verzehren muss. Wer aber gar damit vertraut ist, wer, vor sich die unendliche, sonnenglitzernde Wasserfläche, hinter sich die öden, gelben Sandhügel der Dünen und über sich die weite, blaue Himmelswölbung, stundenlang zugebracht hat, der kennt das unendliche Gefühl des Losgebundenseins von Raum und Zeit, das die Seele überkommt und sie auf leichten Flügeln entschweben und ferne, glücklichere Gestade suchen lässt; dann kann es ihm wohl geschehen, dass er durch dumpfes Brausen aus seinem Sinnen geschreckt wird: die Sonne ist verschwunden, die See liegt fahl, und schaumgekrönte Wellen springen nach dem Träumer am Strande; ängstlich flattert die Seele heim von ihrem Glücksuchen, und nun hat die Verschüchterte keinen Sinn für das Grossartige und Erhabene, alles erscheint ihr öde und grau, feindselig und trostlos; sie fröstelt und sehnt sich unter fühlende Menschen. Nur wer im Angesichte des Meeres solche Stimmungen durchlebt hat, der fasst die ganze Tiefe des Jammers, den Iphigenie in das Wort legt: „Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten“, nur der ermisst die Unendlichkeit der „langen Tage“, die sie, sich ihrer Körperlichkeit kaum bewusst, am Ufer steht, während ihre Seele über die unabsehbare Wasserwüste gleitet und „das Land der Griechen“, das geliebte Heimatland, sucht. Immer wiederholt sich dasselbe trostlose Spiel: gescheucht von den brausenden Wellen flieht die Seele zurück, in sehnendem Seufzen schwillt die Brust einer Kunde aus der Heimat entgegen, aber kein liebes Menschenwort, nur dumpfe Töne bringt ihr die Welle brausend herüber, und ein schmerzliches „Weh!“ dringt über die Lippen der Harrenden. Wunderbar sind hier die beiden Wellen in Beziehung gesetzt; die schwellende Seufzerwoge aus der gefühlswarmen Menschenbrust und die dumpfbrausende Woge der kalten, mitleidslosen See fluten einander entgegen, prallen zusammen und verfliessen in Luft und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schaum, wirkungslos: Goethes alter Gedanke: „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser“. Und wenn man nun noch gar an die Bedeutung des Wortes „Meer“ denkt, es mit dem Stamme mar (mort) zusammenbringt und wie im Indischen marus „Wüste“ den Gegensatz zum Leben der Vegitation bezeichnen lässt,[4]) dann ergibt sich ein Bild der Trostlosigkeit, wie es ergreifender nicht gezeichnet werden kann.[5]) Wie licht hebt sich dann davon das nächste Bild ab, das die Sehnsucht der Priesterin immer wieder und wieder vor die Seele rückt, das trauliche Bild von des „Vaters Hallen, wo die Sonne zuerst den Himmel vor ihm aufschloss, wo sich Mitgeborne spielend fest und fester mit sanften Banden aneinander knüpften!“ — „Hier ist Meisterwerk!“ möchten wir mit dem bekannten unglücklichen Dichter Schubart rufen; „Leser, hast du noch reines Naturgefühl, so lies und empfinde und geniesse selber!“[6])

Gewiss, dem Genius des Dichters kann ein Meisterwerk auch auf den ersten Wurf gelingen; die Prosafassung der „Iphigenie“ vom März 1779 gibt davon Kunde.[7]) Aber wieviel Arbeit, wieviel Sorge gehörte noch dazu, bis Goethe uns seine „griechische Reisegefährtin“, sein „Schmerzenskind“, von der Sonne des Südens und dem Schimmer der klassischen Kunst verklärt, nach Norden senden konnte! „Erst Italien gab ihr, was trotz aller Schönheit der Prosaform ihr noch fehlte; — — — „Iphigenie“ in Prosa und in Versen — die beiden scheidet gerade, was Erwartung und Erfüllung trennt, und wäre es die in göttlicher Divination der Erfüllung noch so lebhaft angenäherte Erwartung des grössten Dichters.“[8]) Unter italienischem Himmel bekamen Goethes Vorstellungen von der klassischen Kunst erst Blut und Leben, und da er immer mitteilen musste von dem Ueberflusse, der ihn erfüllte, so strömte dieses neue Leben über auf seine Dichtungen. Ein Symbol dafür ist gleichsam, was er im „Tagebuch der Italiänischen Reise für Frau von Stein“ unter dem 12. Sept. am Gardasee aufzeichnet; er findet, dass dieser See, ehemals Benacus geheissen, von Vergil in dem Verse (Georg. II, 160) erwähnt wird: teque — Fluctibus et fremitu assurgens Benace marino. „Der erste lateinische Vers“, fährt er fort, „dessen Gegenstand mir lebendig vorsteht, und der, da der Wind

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

immer stärker weht und der See höhere Wellen schlägt, recht wahr wird. . . . Heute hab ich an der Iphigenie gearbeitet, es ist im Angesichte des Sees gut von statten gegangen".[9]) Dass hier die ergreifenden Verse vom Meer entstanden sind, entnehmen wir der späteren Bearbeitung der „Italiänischen Reise"; als er in Rom am 6. Jan. 1787 Rückblick hält über das fertige Werk, schreibt er: „Am Gardasee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigstens so allein war als meine Heldin am Gestade von Tauris, zog ich die ersten Linien der neuen Bearbeitung".[10]) Hier tun wir einen bedeutenden Blick in das Schaffen des Dichters. Die verzehrende Sehnsucht, wie sie seine Heldin quält, lebt seit Jahren in seinem Herzen; es ist das Verlangen nach der Heimat seines Geistes, den Stätten der Kunst, dem „Land der Griechen" auf italienischem Boden. Unüberwindbare Hindernisse aber liegen vor ihm, über sie hin „steht sein Verlangen", wie Iphigenie „über's Meer hinüber möchte, das Schicksal ihrer Vielgeliebten teilen". Bei dieser einfachen Andeutung bleibt es Jahre lang. Da weilt er am windbewegten See, schaut die endlose, dunkle Fläche, hört das eintönige, traumbringende Rauschen, sieht die sich abmühenden, fruchtlos am Strande zerschellenden Wellen, und sogleich ist die Berührung, die innige Verwandtschaft zwischen diesem Naturschauspiel und der Stimmung und den Vorgängen in seiner Seele hergestellt, und nun weiss er, wie seine Iphigenie sprechen muss, um ihr meertiefes Weh in das Herz des Hörers strömen zu lassen:

„Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber." —

Es hält wirklich schwer, sich zu versagen, bei der Wanderung durch den Wundergarten Goethescher Dichtung nur die schönsten Blüten zu betrachten, so gerade, wie man auf sie trifft, ohne Wahl und ohne Absicht. Da aber doch eine gewisse Ordnung eingehalten werden muss, so wollen wir auf dem Pfade bleiben, den wir zuerst betreten haben, und weiter sehen, wie der Dichter Meer und Menschenseele in Beziehung setzt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sogleich fällt uns die herrliche Stelle ein: Orest und Pylades sind gefangen zum heiligen Opferhain geführt worden. Vergebens bemüht sich der lebensfrohe Freund, die finstern Todesgedanken aus der Seele Orests zu scheuchen, denn „nur Lust und Liebe sind die Fittiche zu grossen Taten“. Dies Wort weckt in dem Unglücklichen die Erinnerung an die schöne, glückliche Jugendzeit:

„Grosse Taten? Ja,
Ich weiss die Zeit, da wir sie vor uns sahn!
Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg' und Täler rannten und dereinst
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir abends an der weiten See
Uns aneinander lehnend ruhig sassen,
Die Wellen bis zu unsern Füssen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag;
Dann fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Taten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.“

In diesen Zeilen liegt ein unaussprechlicher Zauber. Versuchen wir, Naturbild und Seelenregung ausführlicher zu zeichnen! — Abendfrieden! Still ruht die See im letzten Schimmer des schwindenden Tageslichtes; ein glühender Feuerball, steht die Sonne noch einen Augenblick am fernsten Rande, als würde ihr das Scheiden schwer; ein goldflimmerndes breites Band schickt sie gleich einer Märchenstrasse an den Strand, wo engumschlungen zwei Knaben ruhen und mit weiten Augen nach dem Zauberlande schauen; leise plätschernd, murmelnd, hüpfend gleiten die Wellchen auf den Sand, die Füsse der jungen Träumer umschmeichelnd; ihre grösseren Schwestern weit draussen bewegen sich in weichen, sanften Schwingungen, mit Purpur übergossen, violett bis nachtfarben prangend, während von rechts und links schon die grauen Nebelschleier heranschweben, um für die Nacht das ganze Bild zu verhüllen. Da weht's wie ein Erschauern vom Wasser her, die Sonne hat Abschied genommen, die goldene Strasse wird kleiner und kleiner, bis auch das letzte Purpurstreifchen schwindet, das leuchtende Violett wird dunkel, wird grau, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beiden Träumer fahren auf und wenden ihr Gesicht nach dem Lande: auch darüber beginnt die Nacht ihren dunkeln Mantel zu breiten; schon leuchtet hier und da ein Sternlein, und bald tanzen ihrer unzählige den funkelnden Reihn. Fürwahr, ein köstliches Idyll! — Was haben die beiden Knaben geträumt und gedacht? In jugendlichem Ungestüm sind sie tagüber durch Berg' und Täler gerannt, hinter dem Wilde her; nicht minder jugendlich ungestüm haben Hoffnungen und Pläne zu künftigen Heldentaten die Feuerköpfe durchbraust und die Reden beflügelt. Nun ist der Abend gekommen, sie sind müde geworden; des Tages Stürmen und Hasten schweigt, auch ihr Blut ist ruhig geworden. Da kommen sie an die weite See; sie, die so manchen Tag gerast und gestürmt hat, liegt friedlich wie ein müdes Menschenkind, nicht schlafend, aber behaglich wohlig ruhend. Die Ruhe zieht die jungen Freunde an, sie setzen sich in den weichen Sand, das wohlige Behagen geht auf sie über, die Stille, die weite unabsehbare Fläche erweckt in ihnen das Gefühl der Einsamkeit, und froh, nicht allein zu sein, schmiegen sie sich glücklich aneinander. Als freuten sich die kleinen Wellen des holden Bildes, umkosen sie die Ruhenden,[11]) bannen durch ihr leises, rauschendes Schwellen auch die letzte Erregung, die etwa noch in den beweglichen Herzen zittert, und locken die Sinne zu wandern, weit, weit fort, die goldene Strasse ins Sonnenland. Da weitet sich die Brust, Sehnsucht zieht ein. Worauf soll sich diese bei feurigen Knaben, rechten Heldensöhnen, anders richten als auf Ruhmes- und Heldentaten? Ans Schwert fährt die Faust, die Ermüdung ist vergessen, und wie die unzähligen Sterne die Nacht beleben durch ihr Funkeln und Sprühen, so blitzen unzählige künftige Taten in der nimmermüden jugendlichen Einbildungskraft auf.

Auch in diesem Bilde sind Meer und Seele in lebensvolle Verbindung gebracht. Sehnsucht erregt auch hier der Anblick der weiten See, aber eine Sehnsucht, die das Herz weitet, bang zwar und unruhevoll, aber zugleich beglückend, unwiderstehlich lockend, sein ganzes Selbst an ein Ziel zu setzen, es aufzugeben, dahinzuschweben in die unbekannte Ferne: „O, dass kein Flügel mich vom Boden hebt!“[12]) Es ist dieselbe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sehnsucht, die den Fischer bei dem lockenden Gesange des Wasserweibes packt:

„Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuss;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruss", —

dieselbe Sehnsucht, die den frühlingstrunkenen Dichter den schwebenden Wolken zurufen lässt: „Hinauf! Hinauf strebt's. Aufwärts an deinen Busen, alliebender Vater!" —[13]) es ist der eigentümliche Trieb der Seele, sich zu verlieren in der Unendlichkeit. Daher begegnen wir an diesen Stellen auch geradezu den dichterischen Beiwörtern, die das Ewige, Unendliche bezeichnen. „Und künft'ge Taten drangen wie die Sterne rings um uns her unzählig aus der Nacht." Darauf versetzt Pylades: „Unendlich ist das Werk, das zu vollführen, die Seele dringt". An der angeführten Stelle aus dem „Faust" heisst es: „O, dass kein Flügel mich vom Boden hebt, ihr nach und immer nach zu streben! Ich säh' im ew'gen Abendstrahl die stille Welt zu meinen Füssen", im „Fischer": „Lockt dich dein eigen Angesicht nicht her in ew'gen Tau?" und im „Ganymed": „Deiner ewigen Wärme heilig Gefühl, unendliche Schöne!" dazu am Schlusse die persönliche Zusammenfassung des unendlichen Alls in der Anrede: „Alliebender Vater!" — Bezeichnend ist, dass Goethe in jenem ersten Bilde, Iphigenie am öden Strande in trostloser Sehnsucht sich härmend, den Ausdruck „Meer" gebraucht, während er die nach kühnen Taten sich sehnenden Knaben an der „weiten See" ruhen lässt: dort das ewige Einerlei des ängstlichen Suchens der Seele und der dumpfen, unverständlichen Antwort der gefühllosen, kalten Wellen, hier das unendliche Vorwärtsdringen des jugendlichen Geistes, in den einzelnen Plänen mannigfaltig und wandelbar wie die hüpfenden Wellen, aber stets vergoldet vom Sonnenschimmer der Hoffnung.

„See und Seele sind auch lautlich auf einen Ton gestimmt; in beiden steckt eine Wurzel, die das Bewegliche, Wandelbare bezeichnet. See und Seele haben ihr Auf und Ab, ihre Ebbe und Flut, ihr Erzittern und Erbeben, ihr Klingen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Singen".[14]) Diesem Gefühl gibt Iphigenie Ausdruck, als ihr Herz in Aufruhr ist, als es heisst, Trug üben oder auf das Glück der Heimkehr verzichten und noch dazu den kaum wiedergefundenen Bruder dem grausigen Tode preisgeben (IV, 3). Zuerst schildert sie die unwiderstehliche Gewalt ihrer Freude, als sie „das Unmögliche in ihren Armen hielt": „Wie die Flut mit schnellen Strömen wachsend die Felsen überspült, die in dem Sand am Ufer liegen: so bedeckte ganz ein Freudenstrom mein Innerstes". In diesem Vergleiche ist das Naturbild mit dem Seelenvorgange so innig verknüpft, dass die Tätigkeit des Verbs in dem Wie-Satze auch noch auf das Subjekt des So-Satzes gewirkt und für „die Freude" „ein Freudenstrom" gesetzt hat.[15]) „Das Nebeneinander hat zu einem Ineinander geführt". Ein paar Zeilen weiter nimmt Iphigenie das Bild von der Flut und den Felsen im Sande des Ufers wieder auf: Wie der Schiffer, der an eine wüste Insel verschlagen worden ist, nur den einen Wunsch hat, die günstige Flut zu benutzen und sich und sein Schiff zu retten, so strebte ihre Seele, von dem Freudenstrome getragen, nach dem Rate des Freundes vorwärts, ohne an die Folgen zu denken. „Nur sie zu retten drang die Seele vorwärts. Und wie den Klippen einer wüsten Insel der Schiffer gern den Rücken wendet: so lag Tauris hinter mir".

Unendlich zart hat uns der Dichter den Augenblick des Sichselbstvergessens der reinen Seele, in der die Sorgen auf und ab wogen wie die Wellen im Meer (1411 f.),[16]) begreiflich gemacht: im Ueberschwange der Freude ist ihr, als legte sich wieder eine Wolke sanft um sie, höbe sie von der Erde empor und wiegte sie in jenen Schlummer ein, den die Göttin um ihre Schläfe legte, da ihr Arm sie rettend fasste; also ausgelöscht waren ihr gleichsam die langen, trostlosen Jahre der Einsamkeit, nur ein Traum ihr Walten und Wirken in der Fremde, die Freude nur das Erwachen nach der ersten und einzigen Rettung. Aber die mahnenden Worte des treuen Arkas, des schlichten Mannes der Pflicht, haben sie an die Wirklichkeit erinnert; zwar weilt sie körperlich noch an der stillen Stätte des heiligen Friedens, aber ihre Seele ist schon auf dem so heiss ersehnten Pfade zur Freiheit, zur Rettung,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie muss sich gleich dem Schiffer im schwankenden Nachen den gefahrvollen Wogen des Lebensmeeres, der Wirklichkeit anvertrauen, in trüber Bangigkeit unsicher über die eigene Kraft und das Ziel: „O bleibe ruhig, meine Seele!“ fleht sie.

„Beginnst du nun zu schwanken und zu zweifeln?
Den festen Boden deiner Einsamkeit
Musst du verlassen! Wieder eingeschifft
Ergreifen dich die Wellen schaukelnd, trüb
Und bang verkennest du die Welt und dich!“

Es liegt nahe, diesem zagen Bilde, unter dem sich die weiche, weibliche Seele ein Beginnen als Seefahrt vorstellt, die mannhaft trutzigen Schlusszeilen des Goetheschen Gedichtes „Seefahrt“ gegenüberzustellen:

„Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.“

An diesem männlichen Gegenbilde lässt es der Dichter nicht fehlen (IV, 4). Der freudig rasche Pylades bringt der bangenden Freundin die frohe Kunde:

„Auch die Gefährten haben wir gefunden.
In einer Felsenbucht verbargen sie
Das Schiff und sassen traurig und erwartend.
Sie sahen deinen Bruder, und es regten
Sich alle jauchzend, und sie baten dringend,
Der Abfahrt Stunde zu beschleunigen.
Es sehnet jede Faust sich nach dem Ruder,
Und selbst ein Wind erhob vom Lande lispelnd,
Von allen gleich bemerkt, die holden Schwingen.“

Wir glauben aus dem erwähnten Gedicht die Verse zu vernehmen:

„Und am frühen Morgen wards Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.“

Wundervoll ist die Beseelung des Windes; er lispelt, als wollte er locken, die Fahrt schnell zu wagen; er erhebt die Schwingen, ein Riesenvogel, aber nicht schreckhaft, sondern hold, glückverheissend (Segenshauch!).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Indes, bei der Schilderung des Pylades haben wir es mit einer wirklichen Fahrt zu tun, während die Worte Iphigeniens nur ein neues Bild zu den bekannten Worten sind: „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser.“ Aber sie gleicht ihm nicht nur in der Bewegung, sondern auch in der Tiefe, aus der Freude oder Schmerz unerschöpflich flutet. „Es quillet heller nicht vom Parnass die ew'ge Quelle sprudelnd von Fels zu Fels ins goldne Tal hinab, wie Freude mir vom Herzen wallend fliesst und wie ein selig Meer mich rings umfängt“, so jubelt Iphigenie in ihrem Glück, den Bruder gefunden zu haben (1196 ff.). Es ist das Bild von der Flut des Freudenstromes wie in IV, 3, und doch wieder ganz neu gestaltet. Dort ist die Vorstellung, als kommt die schnell wachsende Flut von draussen, die Felsen im Sande des Ufers, das sind alle Hindernisse und Bedenken, die jetzt wieder zum Vorschein gekommen sind, überspülend; hier, wo in der ersten freudigen Erregung an die vorhandenen Schwierigkeiten gar nicht gedacht wird, fliesst die Freude wie eine Quelle aus dem innersten Herzen und wallt unerschöpflich nieder, bis ein Meer der Seligkeit die Glückliche umfängt. Und diese Quelle der Freude ist so rein, so göttlich schön, dass sie auf Erden nicht ihresgleichen findet, dass sie nur unter dem Bilde der unversiegbaren, die Menschheit ewig beglückenden („goldne Tal“!) Quelle der Dichtkunst vergestellt werden kann. Wenn wir noch weiter dem dichterischen Ausdrucke nachdenken und erfassen, wie die Freudenquelle zuerst mit Allgewalt im Herzen emporspringt, dann hellsprudelnd Fels um Felsen überwindet, — jene Schlacken und Härten, die Einsamkeit und Heimweh während der langen trostlosen Jahre in der reinen Seele gebildet und aufgehäuft haben, — bis sie zuletzt in breitem Strome das reiche, herrliche Gemüt erfüllt und höher und höher steigt, unermesslich wie das Meer, dann bleibt uns nur zu staunen über den Genius des Dichters, der mit wenig Worten eine solche Fülle von Schönheit hervorzuzaubern versteht. Und wie innig verwebt sind wieder Naturbild und Seelenvorgang! Eins leiht dem andern den Gedanken des Prädikats: die ew'ge Quelle quillet sprudelnd vom Parnass, die Freude fliesst wallend vom Herzen; dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„goldnen Tal“ entspricht das „selige Meer.“ — Das Bild des Felsenquells ist uns bei Goethe vertraut:

„Seht den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.
Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder.“

Diese Verse aus „Mahomets Gesang“ erinnern an die Stelle aus dem „Gesang der Geister über den Wassern“:

„Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels.“

Das lebendige Wasser der Quelle ist ein Bild des Lebens: „Vom Himmel kommt es.“ In diesem Sinne sagt Iphigenie, die Stimme der Wahrheit und der Menschlichkeit höre jeder, „dem des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fliesst“ (1940 f.), und Orest ruft in seiner Verzweiflung der Schwester zu: „Zerreisse diesen Busen und eröffne den Strömen, die hier sieden, einen Weg!“ (1253 f.). Hier vereinigen sich zwei Bilder: zu der üblichen Vorstellung vom Blutstrom, dem Quell des Lebens, kommt der Gedanke an das Feuer, an die Glut der Seelenqualen, die das Blut zum Sieden bringen. Mit dem Blutstrom schwindet das Leben, aber auch die Qual:

„Noch einen! reiche mir aus Lethes Fluten
Den letzten kühlen Becher der Erquickung,
Bald ist der Krampf des Lebens aus dem Busen
Hinweggespült; bald fliesset still mein Geist,
Der Quelle des Vergessens hingegeben,
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.“

Der kühle Trunk aus der Quelle des Vergessens spült den siedenden Lebensquell aus den Adern in den grossen Strom des Schattenreiches. Die Quelle aus den Todeswunden der Mutter aber ist unversieglich. Es ist, als habe der Dichter an das germanische Bahrrecht gedacht, nach dem die Wunden des Erschlagenen neu zu bluten begannen, wenn sich der Mörder nahte. Orest sieht sich in seiner kranken Einbildungskraft immer an die Leiche der Mutter gebannt, ihre Wunden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bluten unaufhörlich; daher sein verzweifelter Aufschrei: „Er (ein Gott) trockne gnädig die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden entgegensprudelnd, ewig mich befleckt!“ (753 ff.)

Von den Tritten des Befleckten träufelt das Blut nieder, seinen Pfad bezeichnend, und „wie losgelass'ne Hunde hetzen die Unterird'schen spürend“ hinter ihm her (581 ff.). Der Lebensgeist, der mit dem Blute den Wunden der Mutter entflossen ist, steigt schemenhaft aus den Dünsten des gärenden Blutes empor und mahnt „der Nacht uralte Töchter“ zur Rache.

„Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis herbei.“

Welch grausiges Bild verfolgender Ungeheuer! Freilich passt zu den horchenden, hohläugigen, beutegierigen Raubvögeln, der Brut schwarzer Höhlen, nicht der Adler, an dessen Vorstellung sich etwas Hoheitsvolles, Königliches knüpft. Daher heisst es hier in der ersten Fassung besser: „(die auf den Mord der Blutsverwandten die hergebrachten Rechte) wie ein hungrig Heer von Geiern rastlos verfolgen! Schon die dritte Prosabearbeitung hat „mit der Gier des Adlers.“ Der zweite Teil des Bildes verstärkt die Wirkung: die schwarzen Höhlen sind noch nicht unheimlich genug, selbst in ihre Winkel müssen wir schauen, aus denen es herbeischleicht, tückisch leise, schlangengleich. Sogar bis zum Rande des heiligen Haines verfolgen die Schreckgestalten den Unglücklichen; aus der Ferne hört er hier und da „ihr grässliches Gelächter. Wölfe harren so um den Baum, auf den ein Reisender sich rettete. Da draussen ruhen sie gelagert — — —“. Könnte wohl besser die Verzweiflung des Verfolgten gemalt werden? Ein weites, wüstes Schneefeld taucht vor uns auf; wie grässliches Gelächter klingt ein schauerliches Heulen und Gebelfer durch die winterliche Stille; da sitzen, um einen einsamen Baum geschart, im bläulichen Dämmerlicht die fahlgrauen, fürchterlichen Bestien; blutrot hängt die Zunge über die dürren Lefzen, und die glühenden, blutunterlaufenen Augen sind empor auf einen Punkt gerichtet: dort oben im Geäste sitzt ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mensch, das Gesicht in Todesangst verzerrt; noch halten die schon frosterstarrten Arme fest, aber wie lange noch, und er gleitet hinab in die gierig aufgerissenen Rachen. —

Unwillkürlich kommt einem bei diesem Bilde die Vorstellung des Schneefeldes, es trägt für unser Empfinden nordisches Gepräge. Ueberhaupt lagert über dem Lande der Barbaren nicht die Stimmung, die ihm nach seiner südlichen Lage zukäme. Es ist das „unwirtbare Todesufer," das „die Fremden schreckt", das „rauhe", das „wilde Ufer"; ebenso rauh und und unwirtbar sind seine Bewohner, und erst die lichtvolle Gestalt Iphigeniens hat einen hellen, freundlichen Schimmer in die düstere Welt des Barbarentums gebracht, dabei ist aber auch sie von dem „Geiste der Einsamkeit und Verlassenheit" angesteckt worden, um so heftiger ist ihre Sehnsucht nach dem „schönen Griechenland." Dahin, das ist nach Italien, ging ja auch das ganze Sinnen und Sehnen Goethes, und er zeichnete das „Tauris" seiner Heldin nach den Empfindungen, mit denen er damals als „Cimmerier im ewigen Nebel und und Trübe" seine Heimat betrachtete. „Die Naturschilderungen sind der nördlichen, nicht der südlichen Zone entnommen, im Gegensatz zum reicheren Tasso. Nebel- und schattenhaft ist das Land der Taurier geschildert, wie Ovids Tomi oder Niflheim".[18]) Der Dichter selbst hat das gewiss als Mangel empfunden, wenn er in Venedig am 30. September schreibt: „Wollte Gott, ich könnte meine Iphigenie noch ein halb Jahr in Händen behalten, man sollte ihr das mittägige Klima noch mehr anspüren."[19]) Man beachte aber, wieviel gerade das Drama durch den düstern Hintergrund gewinnt. Wie könnte in einem heiteren, sonnigen Lande unter glücklichen, frohen Menschen Iphigeniens Heimweh so verständlich werden, so ergreifend wirken, und in welchen Rahmen könnte Orest mit seiner verdüsterten Seele besser hineinpassen?

Riesige Bilder, wie sie ein Shakespeare[20]) auf dem nebelumwogten Boden seiner nordischen Heimat aufbaut, würden sich nicht gut unter dem lachenden Himmel des Südens ausnehmen. Shakespearesch aber mutet es uns an, wenn Orest sich den Tod wünscht mit den gewaltigen Worten:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Es stürze mein entseelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer hinab mein Blut
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!“ (1089 ff.)

Gedanken aus „Macbeth“ werden in uns lebendig, wenn der Dichter den dämonischen Einfluss Elektrens auf den Bruder schildert (1023 ff.):

„Sie bläst der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoss'nen Blutes oft gewaschnen Boden
Mit blassen ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchten Tat,
— — — — — — — — — — — — — — —
Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wütete.“

Shakespeareschen Geist verraten auch die Bilder der Nacht: „Viel unseliges Geschick der Männer, viel Taten des verworrnen Sinnes deckt die Nacht mit schweren Fittichen und lässt uns nur in grauenvolle Dämmrung sehn“ (393 ff.).[21]) Den Verbrecher „verfolgt und deckt der Fluch wie eine breite Nacht“, so dass durch seine Nähe selbst das „lichte Reich“ des „göttlichen Weibes“ seine Kraft verliert (779 ff.). Seine Tat möchte Orest „ins klanglos dumpfe Höllenreich der Nacht verbergen“ (1005 f.). — Jeder göttlichen „Hoffnung Licht“ ist ihm geschwunden: „Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein des Totenflusses mir zur Hölle leuchten“ (1142 f.). — An das Gleichnis Hamlets, das Treiben dieser Welt ist „ein wüster Garten, der auf in Samen schiesst; verworfnes Unkraut erfüllt ihn gänzlich“, klingen die Worte Iphigeniens (968 ff.) an:

„So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgesät
Und gleich dem Unkraut, wüste Häupter schüttelnd
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechselwut erzeugt.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man beachte das Doppelbild: einmal sehen wir Tantals Enkel, riesigen Säleuten gleich, über den Acker der Zeit schreiten und die Saat fluchwürdiger, wilder Taten aus vollen Händen streuen, eine Saat, die reifen und wieder fluchwürdige Frucht tragen muss; im zweiten Bilde sehen wir die Tantaliden selbst, riesigen Unkrautpflanzen gleich,[22]) aus dem Acker des Lebens aufragen, die Samenhäupter mit unheilbringenden, giftigen Körnern gefüllt; vom Sturme der Leidenschaft geschüttelt, streuen sie den reifen Samen aus, und tausendfältig schiessen die neuen Unkrautpflanzen empor, eine der andern Licht und Luft benehmend, sich gegenseitig erstickend, verzehrend. Man vergleiche hierzu die Worte Orests (1235 ff.): „Wie sich vom Schwefelpfuhl erzeugte Drachen bekämpfend die verwandte Brut verschlingen, zerstört sich selbst das wütende Geschlecht". — Wenn Shakespeare den unglücklichen Hamlet (IV, 1) rasen lässt „wie See und Wind, wenn beide kämpfen, wer mächt'ger ist", so findet Goethe für das seelische Ringen seines edeln Scythenkönigs die bildliche Wendung: „Unwillig, wie sich Feuer gegen Wasser im Kampfe wehrt und zischend seinen Feind zu tilgen sucht, so wehret sich der Zorn in meinem Busen gegen deine Worte" (1979 ff.).

Diese Anklänge an Shakespearesche oder doch nordische Naturbilder beweisen genugsam, dass in Goethe der grosse Lehrmeister Herder noch fortwirkte, der ihn mit dem germanischen Wesen der nordischen Dichtkunst und der kühnen Bildkraft Shakespeares vertraut gemacht hatte. Sollte seine Iphigenie „deutsch empfinden", so musste nicht nur sie Züge dieses Wesens annehmen, sondern auch die Naturstimmung musste eine entsprechende Färbung erhalten. „Dadurch gewinnt das Ganze wieder einen Zug zum Erhabenen, Einsam-Grossen".[23]) Gewiss, grossartig bleibt Goethe in seiner Gestaltungskraft immer, mag er Natur- und Seelenstimmung im innigsten Einklange zeigen, mag er durch einen blossen Vergleich aus dem Reiche der sichtbaren Welt einen innern Vorgang lebendig veranschaulichen, oder mag er den Menschen, abgeschlossen von der freien Natur, in den Wänden seiner Häuslichkeit zeichnen. Nur ein Bild der letzten Art sei angeführt (620 ff.): „Wie oft, wenn still Elektra, meine Schwester,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am Feuer in der tiefen Halle sass, drängt' ich beklommen mich an ihren Schoss und starrte, wie sie bitter weinte, sie mit grossen Augen an". Man lasse nur die Worte auf sich wirken: „tiefe Halle", „still", „Feuer", „bitter weinte", „starrte mit grossen Augen" — — — — Totenstille; der grösste Teil der tiefen Halle liegt in unheimlichem Dunkel; das flackernde Feuer lässt gespenstische Schatten über Wände und Decke huschen; rot umleuchtet sein Schein die Gruppe vor dem Herde: ein junges Mädchen, vornehm an Gewand und Haltung, wie es den bittern Tränenstrom auf dem schönen, gramumdüsterten Gesicht zu bergen sucht — man glaubt in der tiefen, drückenden Stille das krampfhafte Schluchzen zu hören —, und daneben in kindlicher Unschuld der schöne Knabe, der sich beklommen an den Schoss der Weinenden drängt und sie mit grossen, ängstlichen Kinderaugen fragend anstarrt. Bei der Erinnerung daran muss in Orest der ganze furchtbare Schauer jener Abende wach werden, und die Mahnung des Freundes: „O lass von jener Stunde sich Höllengeister nächtlich unterhalten!" wäre uns schon hier verständlich.

Doch nun zurück zu den Vergleichen aus der Natur! Da sie nicht das Naturgefühl im engeren, eigentlichen Sinne verkörpern, eine Anzahl davon auch schon gelegentlich erwähnt worden ist, so mögen die meisten andern hier ohne weitere Erörterung folgen. Die Darstellung der Rachegöttinnen als Ungeheuer, Spürhunde, Schlangen (schlangenhaarig) kommt schon bei dem griechischen Dichter Aeschylos vor. In derselben Weise bezeichnet Orest (2120 ff.) sein Leiden: „In deinen Armen fasste das Uebel mich mit allen seinen Klauen zum letzten Mal und schüttelte das Mark entsetzlich mir zusammen; dann entfloh's wie eine Schlange zu der Höhle". Den Fluch, der das Tantalidenhaus verwüstet hat, stellt er unter dem Bilde eines fürchterlichen Brandes dar; in ihm, dem letzten Sprossen, könnte die Glut verlöschen, aber die Erinyen lassen dies nicht zu:

„Sie blasen
Mir schadenfroh die Asche von der Seele
Und leiden nicht, dass sich die letzten Kohlen
Von unsers Hauses Schreckensbrande still

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In mir verglimmen. Soll die Glut denn ewig,
Vorsätzlich angefacht, mit Höllenschwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?"

Wundervoll zart bleibt die Schwester tröstend im gleichen Bilde:

„Ich bringe süsses Rauchwerk in die Flamme.
O lass den reinen Hauch der Schwesterliebe dir
Die Glut des Busens leise wehend kühlen." (1149 ff.)[24])

Der alte Brauch, jeden Fremden zu opfern, ist wie ein reissendes Tier durch die heilige Priesterin gefesselt worden, aber „die fromme Blutgier", gleich der hartherzigen Jägerin, „löst ihn von seinen Fesseln los", die beiden Gefangenen zu verderben (782 f.). Das alte Bild vom Riesenvogel mit den dunkeln Schwingen, sonst der Nacht eigen, veranschaulicht einmal (1001 f.) die Qualen der Ungewissheit: „Die Ungewissheit schlägt mir tausendfältig die dunkeln Schwingen um das bange Haupt". Plötzlicher Schrecken umhüllt die Sinne mit Finsternis (975 f.). „Der Titanen, der alten Götter tiefer Hass" gegen die Olympier gleicht einem Untier, das mit „Geierklauen" auch die zarte Brust Iphigeniens zu fassen droht (1712 ff.). Sehr fein ist zum Unterschiede für den allerersten Anfang dieses grausamen Hasses, den „Widerwillen" der Ausdruck „keimen" gewählt; man denkt dabei an die erste Lebensregung in dem Samenkorn einer verderblichen Giftpflanze.

Auch sonst sind die Bilder und Gleichnisse aus dem Pflanzenreiche sehr häufig. Wie vom Widerwillen „keimen", so heisst es vom Unmut (189 f.), er „reife im Busen und bringe Entsetzen" — gleichsam als Frucht. Die schöne Bitte, der „anmutige Zweig", ist „in einer Frauenhand gewaltiger als Schwert und Waffe." (1880 ff.) Ein herrliches, liebliches Bild aus dem Blumenleben braucht Iphigenie (1619 ff.), als der Freund die Sorgen und Bedenken ihrer reinen Seele durch die Kraft seiner Rede beschwichtigt:

„Vernehm' ich dich, so wendet sich, o Teurer,
Wie sich die Blume nach der Sonne wendet,
Die Seele, von dem Strahle deiner Worte
Getroffen, sich dem süssen Troste nach."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch in ihrer weiteren Ausführung wirkt die Vorstellung des schönen Bildes fort:

„Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt.
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschluss; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte sie leicht."

Wie ohne die „Himmelskraft" der Sonne die Knospe einer Blume nur langsam wächst oder gar kümmerlich dahinschwindet, so wird auch der freundlose Mensch immer einsamer und verschlossener, immer schwerfälliger und hilfloser, ja er geht oft vollends zu Grunde, während der warme Schein der Freundschaft und Liebe seine Tatkraft gefördert hätte wie der Sonnenstrahl das Wachstum der Pflanze. Auch dieser Gedanke ist uns bei Goethe vertraut:

„Aber abseits wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn."
(„Harzreise im Winter".)

Erschütternd klagt der „Harfenspieler":

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! Der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und lässt ihn seiner Pein,"

und der Dichter selbst preist als tröstendes Glück:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Hass verschliesst,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem geniesst . . ."
(„An den Mond.")

Die der dichterischen Sprache geläufigen[25]) Ausdrücke „Stamm" („Wurzel") für Eltern, „Sprosse" oder „Schösslinge" für Kinder treffen wir in der Aufforderung des Königs an die Priesterin (398 f.): „Sage nun, durch welch ein Wunder von diesem wilden Stamme du entsprangst", wo das Beiwort „wild" das Unerwartete erhöht und die Lieblichkeit der „Wunderblume" um so heller hervortreten lässt. Noch reicher gestaltet Iphigenie das Bild aus, als sie dem treuen Diener des Königs zu erklären versucht, warum ihr „blutend Herz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht heilt“ (78 ff.): „In erster Jugend, da sich kaum die Seele an Vater, Mutter und Geschwister band, die neuen Schösslinge, gesellt und lieblich, vom Fuss der alten Stämme himmelwärts zu dringen strebten, da riss ein fremder Fluch das schöne Band mit ehrner Faust entzwei“; dahin war „das Gedeihn der ersten Jahre,“ und selbst trotz ihrer Rettung „blühte frische Lust des Lebens“ in ihr nicht wieder auf. Ihrem Bruder ist in der Jugend das Glück beschieden gewesen, die Teilnahme treuer Menschen zu finden; die Erinnerung an diese sonnige Zeit tut seiner verzweifelten Seele weh, und so bittet er den Freund (643 ff.):

„Erinnre mich nicht jener schönen Tage,
Da mir Dein Haus die freie Stätte gab,
Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halberstarrte junge Blüte pflegte;
Da du ein immer munterer Geselle,
Gleich einem leichten bunten Schmetterling
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukeltest,
Mir deine Lust in meine Seele spieltest,
Dass ich, vergessend meiner Not, mit dir
In rascher Jugend hingerissen schwärmte.“

Dies ist eins der schönsten Naturbilder des Stückes. Zuerst sehen wir den klugen Gärtner eine vom Eishauch des Frostes halberstarrte junge Blüte liebevoll pflegen, bis sie sich zu neuer Kraft erholt; dann prangt sie draussen im hellen Sonnenschein, aber ihre Farbe ist dunkel wie die Nacht; ein bunter Schmetterling hat an ihr besonderes Gefallen gefunden, immer wieder umgaukelt er sie mit leichten, muntern Schwingen, bis seine Lebenslust gleichsam auch in ihre Blumenseele dringt und sie sich, den dunkeln Kelch weit öffnend, mit ihm zusammen in der Sonne wiegt. Welch leuchtenden, warmen Schimmer wirft dieses duftige Bild auf das Jugendleben Orests, und wie düster hebt sich davon das Leid seiner späteren Jahre ab, da er, „wie ein verpesteter Vertriebner, geheimen Tod und Schmerz im Busen“ trägt, so dass bei seiner Annäherung gar bald um ihn „die blühenden Gesichter den Schmerzenszug langsamen Tod's verraten“ (657 ff.). Selbst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Sonne der Freundschaft kann die schwindende Kraft nicht mehr beleben: das „schuld'ge Haupt senkt nach der Grube sich“ (1082 f.). Nur der reinen Schwester, die dem wilden Volke „an dem unwirtbaren Todesufer“ „des neuen Glückes ew'ge Quelle“ geworden ist, von deren „Wesen auf Tausende herab ein Balsam träufelt“ (139 ff.), ist es vorbehalten, den Bruder zu heilen, den Fluch des Vaterhauses zu entsühnen und die Ihrigen „mit frischen Lebensblüten herrlich auszuschmücken“ (1617 f.).

Zu diesem Sühnewerke haben die Götter die Seele der reinen Jungfrau „der Flamme des heiligen Opferfeuers gleich in ew'ger frommer Klarheit zu ihren Wohnungen hinaufgezogen“ (1044 ff.). Einandermal (1983 ff.) vergleicht Iphigenie die Gnade dem „heil'gen Licht der stillen Opferflamme“, das, „umkränzt von Lobgesang und Dank und Freude“, emporlodert. Höchst wirksam stellt sie dieses Bild dem Gleichnis des Königs gegenüber, der seinen Zorn gegen ihre Worte sich wie „Feuer gegen Wasser im Kampfe“ wehren lässt. Als verheerendes Element erscheint das Feuer (1898 ff.) bei der Schilderung des Helden, „der in der Nacht allein das Heer des Feindes überschleicht, wie unversehen eine Flamme wütend die Schlafenden, Erwachenden ergreift“. Ein Bild der heissen, jugendlichen Tatkraft ist „der Jugend schöne Flamme“, die das lockige Haupt des geheilten Orest „umlodert“ und sein „volles Auge von Mut und Hoffnung glühen“ lässt (1541 f.).

Sonst tritt die Hoffnung auch unter dem altbekannten Bilde des funkelnden Sternes auf, dem der Zuversichtliche wie ein Schiffer auf weiter See mit frohem Mute klug entgegensteuert (924 f.), wie denn auch die ersehnten „künftigen Taten unzählig wie die Sterne aus der Nacht“ aus der erhitzten Einbildungskraft der schwärmenden Knaben drangen. „Der Zukunft ausgedehntes Reich“ zu schauen, ist allein den Göttern vergönnt; von uns Sterblichen weiss niemand, was ihm der nächste Morgen bringt, mag er sich im frohen Gefühle der Hoffnung zur Ruhe legen oder in trüber Mutlosigkeit: uns verdeckt eben „jedes Abends Stern- und Nebelhülle die Aussicht“ (1106 ff.). Nebel, Dunkel, Nacht versinnbilden nach allgemein menschlicher Vorstellung die trübe, trostlose

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seelenstimmung, ja Not und Tod. Daher sieht der unglückliche Orest, wie schon wiederholt angedeutet worden ist, alles in solch düstern Farben. Auf dem Gange zum Heiligtum der Göttin, dem „Wege des Todes“, wird seine „Seele mit jedem Schritte stiller“. Ihm, „dem eine Götterhand das Herz zusammendrückt, den Sinn betäubt“, wird's leicht, „dem schönen Licht der Sonne zu entsagen“; „das Licht des Tags“ soll weder die ihn hetzenden Unterirdischen noch ihn selbst sehen; „der Erde schöner grüner Teppich soll kein Tummelplatz für Larven sein“; ihre und seine Stätte ist „dort unten“, wo „alle dann ein gleich Geschick in ew'ge matte Nacht“ bindet (II, 1). Als er aber zum Bewusstsein kommt, dass er durch die Hand der Schwester verbluten soll, da ruft er in bittrer Verzweiflung über das Widernatürliche seines Geschickes als Zeugin dieser letzten Greuel des Tantalidenhauses die Sonne an (1223 f.), die doch einst, bei den Freveltaten der Väter, „ihr Antlitz weggewandt und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise“ (390 f.). Seine Schwester mahnt er: „Lass dir raten, habe die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne; komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!“ (1232 ff.) Als er dann im friedlichen Dämmerlichte des heiligen Haines erwacht, fragt er erstaunt (1278): „Verlosch die Rache wie das Licht der Sonne?“ —

Strebt Orest in seiner Seelenqual fort vom Lichte dem Reiche der Nacht zu, so sehnt sich umgekehrt Iphigenie mit allen Fasern ihres jungen Herzens aus dem düstern, rauhen Lande nach der lichten Welt des „schönen Griechenlands“. Leuchtend und klar wie die Sonne ist der Grundzug ihres Wesens, jede Regung der Seele wird auf ihrer reinen Stirne sichtbar. „Was sinnst du?“ fragt der beredte Freund, „auf einmal überschwebt ein stiller Trauerzug die freie Stirne“. Und die Jungfrau entgegnet: „Verzeih! Wie leichte Wolken vor der Sonne, so zieht mir vor der Seele leichte Sorge und Bangigkeit vorüber“ (1633 ff.). Für sie hat die Nacht nichts Schreckendes; denn der Blick ihrer Schützerin Diana ruht über ihren Lieblingen wie ihr „Licht, das Leben der Nächte, über der Erde ruhet und waltet“ (546 ff.).[26]) Ueberhaupt ist sie der Ueberzeugung, dass die Unsterblichen gerne dem Sterblichen „ihres eigenen, ewigen Himmels mitgeniessendes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fröhliches Anschaun eine Weile gönnen und lassen". In dem harten Kampfe um die Reinheit ihrer Seele und um ihr Glück taucht einen Augenblick jenes alte, erbarmungslose Bild von der Willkürherrschaft der ewigen, furchtbaren Götter auf, die wohl einmal die Menschen erheben zu den verführerisch lockenden goldenen Tischen auf Klippen und Wolken, dann bei dem geringsten Zwiste sie stürzen lassen in nächtliche Tiefen, wo sie, im Finstern gebunden, vergebens gerechten Gerichtes harren.

„Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke."

In diesem riesigen, unheimlichen Naturbilde erkennen wir unschwer den wild-romantischen Zauber der Gebirgswelt: die hochragenden Felszacken („Klippen"), bald vergoldet vom Sonnenschein („goldene Tische"), bald umwallt von Wolken; die finstern Abgründe und schauerlichen Tiefen, aus denen Nebelschwaden („Atem") dampfen; die gigantischen Wolkenschatten, die der Sturm um die Gipfel jagt („schreiten"), — alles zusammen ein Naturbild, das den kühnen Menschengeist unwiderstehlich anzieht und ihm doch mit all den unüberwindlichen Gefahren und Schrecknissen feindselig gegenübertritt, ihn seine Ohnmacht besonders tief fühlen lässt. Da wohnen die Götter des Naturmenschen, eines „Barbaren", nicht aber die einer Iphigenie. Ihr leben die Unsterblichen „den reinen Tag auf immer neuen Wolken selig" dahin (1039 f.). In ihrer Herzensfreude darüber, dass ihre Geschwister noch unter den Lebenden weilen, fleht sie (982 ff.):

„Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm."[27])

Auf die Hilfe der Lichtgottheiten des Tages und der Nacht vertraut sie am meisten; die in zärtlicher Liebe nach einander verlangenden göttlichen Geschwister werden, meint sie, den sich innig liebenden Menschengeschwistern ihren Beistand nicht versagen:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Geschwister, die ihr an dem weiten Himmel
Das schöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menschen bringet und den Abgeschiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geschwister!
Du liebst, Diane, deinen holden Bruder
Vor allem, was dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendest dein jungfräulich Angesicht
Nach seinem ew'gen Lichte sehnend still.
O lass den einz'gen Spätgefundnen mir
Nicht in der Finsternis des Wahnsinns rasen!“ (1317 ff.)

Auch in Iphigeniens Gebeten ist Verehrung der Naturkräfte und Naturerscheinungen, aber nicht jener ungeheuren, dem Menschen feindseligen Kräfte, wie sie sich in der überwältigenden, wüsten Gebirgswelt zeigen, sondern der leben- und segenspendenden Lichtgottheiten, der Sonne und des Mondes.

Ihnen sind auch Wolken und Winde untertan, die darum den Guten keinen Schrecken bringen:

„Du hast Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unschuldig Verfolgte
Und auf Winden dem ehrnen Geschick sie
Aus den Armen, über das Meer,
Ueber der Erde weiteste Strecken
Und wohin es dir gut dünkt zu tragen.“ (538 ff.)

Hierzu das Gegenbild (1816 ff.): Iphigenie bleibt immer echt menschlich; daher kommt ihr in Augenblicken grosser Erregung auch wieder die Vorstellung von der grausamen Willkür der Götter; freilich denkt sie mehr an den gewalttätigen Menschen, den von willigen Werkzeugen umgebenen Tyrannen:

„Er sinnt den Tod in einer schweren Wolke,
Und seine Boten bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber schwebt durch seine Höhen ruhig,
Ein unerreichter Gott, im Sturme fort.“ [28])

Dem drohenden Unwetter gleicht auch die Gefahr, die sich um das Haupt des Menschen zusammenzieht (1591), dem Sturm die Leidenschaft im Herzen (496), während der „leere Wind“ sich kosend in die sehnsüchtig ausgebreiteten Arme drängt (1194 f.) und die Einsame ihren Schmerz nur um so tiefer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

empfinden lässt. In der Freude aber wird der Wind aufgefordert, teilzunehmen: er soll die Segel schwellen und, gleichsam ein Götterbote, die „volle Freude“ der Geretteten zum Olymp bringen (1366 f.). —

Eine reiche Fülle von Naturbildern haben wir an uns vorüberziehen lassen, von den einfachsten, wie sie die menschliche Sprache mit der ihr ursprünglich innewohnenden Kraft unbewusst bildet, bis zu den lebensvollsten, wie sie nur dem naturbegeisterten Genius Goethes entspringen können. Wir haben versucht, die Gefühle und Stimmungen in uns wach werden zu lassen, die von der umgebenden Natur hinein ins Menschenherz und aus der Menschenseele hinaus in das Naturbild strömen, in fortwährendem, innigem Wechsel, eins das andere belebend und beseelend. Doch damit ist noch nicht genug. Es wäre seltsam, wenn unser Dichter, dem als sicherste Hilfe bei schwerem Schaden „allgegenwärt'ger Balsam allheilender Natur“ galt, dieses Mittel nicht auch bei seinem gemütskranken Orest angewandt hätte. Demnach wollen wir sehen, welchen Anteil das Naturgefühl an der Heilung des Unglücklichen hat.

Es ist schon erwähnt worden, dass Orest mit seiner schmerzverdüsterten Seele gerade in das düstre Scythenland hineinpasst. Daher empfindet er in dem schwermütigen Dunkel des rauschenden Haines nicht den Schauder Iphigeniens, sondern den Vorgeschmack des Friedens, den er vom Tode erhofft: mit jedem Schritt wird seine Seele stiller. Aber sein Empfinden für die Schönheit der Natur ist noch nicht ganz erstorben; er spricht vom „schönen Licht der Sonne“, von „der Erde schönem grünem Teppich“; das ist ein leises Rückerinnern an die sonnigen Tage der Jugendzeit, die er mit dem Freunde genossen hat. Und der kluge Pylades, um den der Kranke sich allein noch sorgt — ein neues Band ans Leben —, weiss gerade an dieser Stelle sein Bemühen einzusetzen: „Uns gebe die Erinnrung schöner Zeit zu frischem Heldenlaufe neue Kraft. Die Götter brauchen manchen guten Mann zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde. Sie haben noch auf dich gezählt“. Es gelingt ihm, die Erinnerung freizulegen. Man beachte, dass gerade Orest die beiden schönen Naturbilder ent-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirft, das von der dunkeln Blume und dem bunten Schmetterling, noch etwas fremdartig, schwermütig gehalten, und dann das wunderbare von der Abendruhe an der weiten See und der Tatensehnsucht. Gleichsam um den Frieden der Abendstimmung mit dem ungestümen jugendlichen Tatendrange innig zu verschmelzen und den Schwärmer sanft zur Wirklichkeit zurückzuführen, verlegt der Freund das Bild von der See in den „stillen Abendschatten“, wo der Jüngling ruhend der Väter Taten „mit dem Ton der Harfe schlürft“; seine Seele eilt dann wohl dem Schatten der Ahnherrn nach, „der göttergleich in einer weiten Ferne, der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt“; aber der Tatenfreudige hält nichts von dem, der von sich denkt, „wie ihn das Volk erheben möchte; Orest möge den Göttern danken, dass sie so früh durch ihn so viel getan. Damit ist die Wirklickeit hergestellt, die Tat des Rächeramtes, die Ursache aller Qual, berührt und der Erinnerung daran die scharfe Spitze genommen: nach einigem Hin- und Widerreden spricht Orest selbst den Wunsch nach Heilung aus, wenn er bestimmt sei, „zu leben und zu handeln“. Nun ist das Gemüt des Kranken so weit vorbereitet, dass die Einwirkung der Schwester einsetzen kann. Darüber zu sprechen ist hier nicht der Ort. Nur soviel sei erwähnt, dass die hellen Bilder Iphigeniens, wie das Gebet an die Sonne, die Vorstellung von den reinen, gütigen Göttern, die Abschwächung des furchtbaren Gleichnisses von der marternden Höllenglut durch das von dem kühlenden, leise wehenden Hauche der reinen Schwesterliebe, als ebensoviele Lichtstrahlen in die Finsternis des Wahnes fallen. — Auf die höchste Anspannung folgt die Ermattung, die Betäubung. Beim Erwachen empfinden die von der Fieberhitze verlassenen Glieder zuerst das wohltuende Gefühl der Kühle, die der Schatten des Haines spendet, das Ohr vernimmt das leise, gleichmässige Rauschen, das noch nicht ganz geöffnete Auge sieht das ungewisse Dämmerlicht: anknüpfend an die letzten Gedanken vor dem Zusammenbrechen entsteht die Vorstellung von dem Dunkel und der Stille in der Unterwelt, vom still dahinfliessenden Lethestrom und dem kühlen Trunke aus der Quelle des Vergessens. Langsam erwachen die Sinne weiter: schon sieht das Auge

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Zweige und versucht, weiter in die Dämmerung zu dringen, schon hört das Ohr das „Gelispel“ der unteren Blätter und das „Säuseln“ der bewegten Wipfel, wohl auch das entferntere Rauschen des Meeres, aber der Geist kann noch nicht los aus dem Banne der Vorstellungen, die ihn so lange beherrscht haben: in dem Frieden der heiligen Stätte werden sie zu Gesichten des Friedens und der Versöhnung. Noch weiter erwachen die Sinne: die Wahngebilde beginnen zu schwinden („Ihr scheint zu zaudern, euch wegzuwenden?“), und damit kehrt auch die Erinnerung leise zurück an den Stammesfluch, und zwar zum Ahnherrn, zum Ursprunge dieses Fluches. Erfolgte jetzt das gänzliche Erwachen, dann kehrte die Seele zu dem eigenen Leide zurück, dann wäre die Heilung wenigstens stark in Frage gestellt. Darum müssen gerade in diesem Augenblicke Iphigenie und Pylades zu ihm treten; sogleich lenken die Gedanken zu den friedlichen Bildern zurück, aber sie suchen auch schon die Stufen zur Oberwelt: sie richten sich auf die noch im Vaterhause lebende Schwester, und sie bedauern den „armen Freund“, der mit in Plutos Reich hat müssen, das oben erwähnte Band, das ihn noch ans Leben knüpfte, macht sich bemerkbar. Da tönt das flehende Gebet der Schwester an die Lichtgottheiten an sein Ohr, die Lichtstrahlen, die vorher in das Düster seiner Seele gedrungen, geben hellen, erwärmenden Schein, und der raschzufassende Freund zeigt ihm Schlag um Schlag die Dinge der Umgebung und der Wirklichkeit und rüttelt ihn mit dem gebietenden: „Raffe dich zusammen! Unsre Rückkehr hängt an zarten Fäden, die, scheint es, eine günst'ge Parze spinnt“, zur Tatkraft empor; er sinkt der Schwester in die ausgebreiteten Arme, und nun bricht es in heisser, reiner Freude von seinen Lippen:

„Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt
Und gnädig-ernst den langerflehten Regen
Mit Donnerstimmen und mit Windesbrausen
In wilden Strömen auf die Erde schüttet,
Doch bald der Menschen grausendes Erwarten
In Segen auflöst und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen frisch erquickter Blätter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die neue Sonne tausendfach sich spiegelt
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt;
O lasst mich auch in meiner Schwester Armen,
An meines Freundes Brust, was ihr mir gönnt,
Mit vollem Dank geniessen und behalten!
Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Tore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud und grosser Tat zu jagen." (III, 3.)[29])

Diese Verse sind geradezu ein Jubelhymnus auf die „allheilende Natur". Das Ziel ist erreicht, die heitern, vordeutenden Bilder aus der Jugendzeit können in die schöne Wirklichkeit umgesetzt werden, und so wird die Heilung Orests zum guten Teil ein trefflicher Beweis für das Wort, das im Hinblick auf die Befreiung Fausts von Schuld und Reue geprägt worden ist: „Nach Goethes Ethik beruht die geistige Gesundheit auf der Sympathie mit dem Naturleben". — [30])

Von den Schatten der Einsamkeit und des bitteren Heimwehs bedrückt trat uns Iphigenie entgegen, helle Freude über das Wiederfinden des Bruders und süsse Hoffnung auf gewisse Heimkehr verscheuchten die Schatten; in düsterer Todesschwermut kam Orest zur Schwester, Genesung und Tatenfreudigkeit fand er in ihrer beseligenden Nähe; und wie nicht anders zu erwarten, durchdringt die von den Geschwistern ausgehende Klarheit auch das neue Gewölk, das sich in der anfänglichen Feindschaft des Königs über ihnen zusammenballt, und das holde Wort des Abschieds und ein warmer Druck von Freundeshand machen „den Wind die Segel sanfter schwellen und die Tränen lindernder vom Auge fliessen": überall haben wir die Entwickelung vom Dunkel zur Helligkeit, von Betrübnis zur Freude, einer Freude freilich, über der es wie ein zarter Schleier der Wehmut liegt, und die erst in der Zukunft ihren vollen Glanz zu erlangen verspricht. —

Eine ganz andere Welt betreten wir in dem Schauspiel „Torquato Tasso". Die Luft, die uns da umweht, ist nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„nordisch“, auch nicht einmal „thüringisch“,[31]) sie atmet überall südländischen Zauber in Klarheit, Duft und Wärme. Was aus der nordischen Heimat mitgekommen war und „etwas Weiches, Nebelhaftes“[32]) an sich hatte, „musste ganz zerstört werden, das hatte zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton hatten mit der damaligen Ansicht des Dichters die mindeste Verwandtschaft“. Fruchtlos aufgeben mochte er „die Grillen des Tasso“ nicht, da er „auch dahinein schon zuviel von seinem Eigenen gelegt“ hatte. So gab er dem Ganzen als Grundton die leuchtende Farbenpracht des italienischen Frühlings, den er den Lieben daheim in heller Freude schildert: „Das Wetter ist ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, Lorbeeren und Buchsbäume blühen, auch die Mandelbäume. Heute überraschte mich ein wundersamer Anblick, ich sah von Ferne hohe stangenähnliche Bäume, . . . aus deren Rinde die wohlgebildete und gefärbte (violette) Blume zu Tausenden hervorbrach. Die Masslieben dringen wie Ameisen aus dem Boden, Crocus und Adonis erscheinen seltener, aber desto zierlicher und zierender“; oder an einer andern Stelle: „Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüten von den Bäumen; die Mandeln blühen und machen eine neue lustige Erscheinung zwischen den dunkelgrünen Eichen; der Himmel ist wie ein hellblauer Tafft von der Sonne beschienen“.

Es ist bezeichnend, dass diese Naturschilderungen beide da auftreten, wo des „Tasso“ gedacht wird, und wir erkennen sie trotz der dichterischen Verklärung in den Worten (28 ff.) wieder:

„Ja, es umgibt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieser immergrünen Bäume
Wird schon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauschen dieser Brunnen. Schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns,
Und an dem Horizonte löst der Schnee
Der fernen Berge sich in leisen Duft.“ —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Frühlingsgrün leuchten die Hermen der epischen Dichter, ragt der Prachtbau eines Schlosses; das Naturbild ist nicht ganz rein, überall hat die schaffende Menschenhand eingegriffen, um Natur und Kunst zu vermählen: wir sind in einem Lustgarten der Renaissancezeit. Damit ist der Handlung, die sich auf diesem schönen Schauplatze abspielen soll, die Hauptrichtung gewiesen: nachdrückliches Betonen des eigenen Ichs bis zur rücksichtlosen Selbstsucht, grüblerisches Sich-Versenken in das eigene Selbst und schwärmerisches Flüchten in die Einsamkeit der Natur.[33]) Im folgenden wollen wir betrachten, wie sich das Naturgefühl jener Zeit in den einzelnen Personen äussert. Dass es nicht blosse Renaissance-Gestalten sind, sondern echte, wahre Menschen, wie sie mit Goethe in Weimar wirklich gelebt haben und unter den gleichen Bedingungen ebensogut zu jeder andern Zeit leben könnten, braucht nicht betont zu werden.

Die Gräfin Leonore Sanvitale, aus deren Mund wir das begeisterte Lob der Frühlingspracht vernommen haben, ist am wenigsten von der empfindsamen Schwärmerei angesteckt. Zwar erscheint auch sie, der Tändelei der Zeit folgend, mehr wohl noch ihrer Freundin zuliebe, „ländlich ausgeschmückt“ wie eine „recht beglückte Schäferin“, aber sie lächelt über die Spielerei. Den „vollen frohen Kranz“, der, „bunt von Blumen“, in ihrer Hand „immer mehr und mehr schwillt“, drückt sie der Herme Ariostens auf die Stirn: „Er, dessen Scherze nie verblühen, habe gleich von dem neuen Frühling seinen Teil“; es ist, als wollte der Dichter durch diese Handlung die innige Verwandtschaft des blühenden Lebens und der Frühlingsfreude mit der Dichtkunst andeuten. Als geistig hochstehende Frau schätzt Leonore auch die Wissenschaft und preist Ferrara in dem vortrefflichen Bilde (64 ff.): „Hier zündete sich froh das schöne Licht der Wissenschaft, des freien Denkens an, als noch die Barbarei mit schwerer Dämmrung die Welt umher verbarg“; aber als schöne Frau hält sie sich doch „am liebsten auf der Insel der Poesie in Lorbeerhainen auf“ (140 f.), weil es ihr Freude macht, ihr Bild vom Dichter verherrlicht zu sehen:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;
Dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt sich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leis' ihr schöner Fuss betrat.
Versteckt im Busche, gleich der Nachtigall,
Füllt er aus einem liebekranken Busen
Mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft.
Sein reizend Leid, die sel'ge Schwermut lockt
Ein jedes Ohr, und jedes Herz muss nach" (185 ff.). —

Diese herrlichen Verse zeigen wieder die wundervolle Vereinigung von Kunst und Natur: das grossartige Bild von der Anbetung der Himmelskönigin durch die Engel, wie es der Dichter in Italien so vielfach von Meisterhand (Rafael!) schauen konnte, — das ist die Verherrlichung der Schönheit und Liebe in himmelhoch flammender Begeisterung, — und dann, aufs feinste und reichste ausgeführt, die zarte, schüchterne, sehnsüchtig schwärmende Liebe, deren Hauptreiz in der sel'gen Schwermut besteht, — Renaissance-Stimmung, Werther-Stimmung, aber zu allen Zeiten besonders feinfühligen Seelen eigen.

Die Gräfin in ihrer gesunden Lebensfreude ist freilich weit davon entfernt, in Wirklichkeit diesem weichlichen Hange nachzugeben, sie ist schön und glücklich, aber „wird ein Glück nicht doppelt gross und herrlich, wenn des Dichters Lied uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?" Herrlich ist's ihr, im Glanze dieses Lebens den Gefeierten an der Seite zu haben, und sollte sie ihn auch der Freundin entführen, deren Neigung zu dem werten Manne ihren andern Leidenschaften gleich ist: „Sie leuchten, wie der stille Schein des Monds dem Wandrer spärlich auf dem Pfad zu Nacht; sie wärmen nicht und giessen keine Lust noch Lebensfreud' umher" (III, 3.). Damit verurteilt sie in ihrem kräftigen gesunden Sinn das weichliche Schwärmen, betont aber auch nachdrücklich das Recht der eigenen Person; den Dichter freilich, der „Verdruss und Sorge wie ein geliebtes Kind an seiner Brust hegt" (2379 f.), der „auf dem schönen Boden, wohin das Glück ihn zu verpflanzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schien", nicht gedeiht (2382 f.), würde die Frau, die „den Strom der Welt" kennt, besser „den schönen Weg des Lebens wandeln" lehren (2466) als die Freundin, und diese wird in ihrer Trauer gewiss „die stille Kraft der schönen Welt, der guten Zeit unvermerkt erquicken" (1898 f.).

Neben der vollerblühten, glücklichen Gräfin, dem Bilde der frohen Lebensbejahung, steht die zarte Gestalt dieser Freundin, der Prinzessin Leonore von Este, wie ein Bild des Entsagens und doch des zagen Hoffens und ängstlichen Sehnens. Der Dichter zeigt sie uns im gleichen ländlichen Schmucke, bei der gleichen Beschäftigung „der Glücklichen", dem Kränzewinden, aber ein feiner Zug bezeichnet sogleich den Unterschied: ihr Kranz ist nicht von den bunten Blumen des neuen Frühlings, sondern aus dem „zarten schlanken Lorbeer", sie schmückt damit nicht einen Dichter „nie verblühender Scherze", sondern Vergil, sie lebt also mit ihrem Denken in der Schönheit des Altertums, der Vergangenheit. Und so ist ihr denn auch die schöne Frühlingszeit auf dem Lande nur besonders lieb, weil sie sich „in die goldne Zeit der Dichter träumen" kann, und weil ihr die Erinnerung wiederkommt an die frohverlebte Jugend: „Dieses neue Grün und diese Sonne bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück" (26 f.). Eine rechte Frühlingsstimmung kann in ihr nicht aufkommen, weil sie schon der Gedanke an die Trennung von der Freundin quält, deren sonnige Heiterkeit sie zuweilen ansteckt, so dass sie z. B. in feinem Scherze die Vorliebe der Gräfin für „die Insel der Poesie in Lorbeerhainen" als Ausrede für die Liebe zum Dichter belächelt, habe man ihr doch versichern wollen, dass „in diesem schönen Lande vor andern Bäumen die Myrte gern wachse" (142 f.),[34]) d. h. dass Italien das Land der zärtlichen Liebe sei. Die schönen Lieder, die an den Bäumen des Gartens angeheftet zu finden sind, nennt sie, zartes wirkliches Naturempfinden mit schöngeistiger Anspielung auf die Sagen des Altertums mischend, „goldnen Aepfeln gleich", die ihnen „ein neu Hesperien duftend bilden", und „holde Früchte einer wahren Liebe" (177 ff.). Diese Liebe, mit der sie die Freundin neckt, hat in ihr eigenes Leben einen Schimmer geworfen, in ein Leben, das lange düster und freudlos war:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Am stillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Widerhall der Freude sich
Verlieren konnte, musst' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln schwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Aussicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es sich und liess
Mich wie durch einen Flor die bunten Farben
Des Lebens, blass doch angenehm, erblicken.“ (849 ff.)

Diese Leidenszeit hat einen Schatten über ihre Lebensfreude gebreitet, und doch ist die Erinnerung daran so schmerzlich-süss; denn als sie wagte, „vorwärts in das Leben weiter hinein zu sehn, und freundliche Gestalten ihr aus der Ferne begegneten“, da wurde ihr der Dichter Tasso zugeführt, und nun ward ihr bald „jeder Tag ein ganzes Leben; die Sorge schwieg, die Ahnung selbst verstummte, und glücklich eingeschifft, trug“ beide „der Strom auf leichten Wellen ohne Ruder hin“. Aber verzichten war von jeher ihr Los gewesen; und wenn sie auch nie „mit jugendlicher Sehnsucht begierig in den Lostopf fremder Welt“ gegriffen hat, so löst sich doch ihr Schmerz, den Freund zu verlieren, in die erschütternde Klage:

„Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf.
Die Hoffnung, ihn zu sehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;
Mein erster Blick hinab in unsre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Tau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch
Mit ihm zu sein an jedem heitern Abend!
— — — — — — — — — — — — — — —
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tausendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart ist öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt.“ (1857 ff.)

Wir vermeinen hier den Dichter Tasso selbst klagen zu hören. So sieht das leidumflorte Auge unglücklicher Liebe dasselbe Naturbild, das die Lebensfreude vorher so farbenprächtig schilderte. Nur ins eigene Innere schaut es, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daraus steigen ihm die düstern Farben auf, und die Erinnerung, wie es einst war in den Tagen des Glücks, die Gegenüberstellung der „Dämmerung“, der „Oede“ und der „tiefen Nebelhülle“ mit der „Sonne Pracht“, dem „fröhlichen Gefühl des hohen Tags“ und der „glanzreichen Gegenwart der tausendfachen Welt“ wirkt erschütternd. Dies schmerzlich empfindsame Naturgefühl strömt aus dem echten, tiefen Menschenherzen, durch keinen gesuchten Zug (z. B. aus der Sagenwelt der Alten) wird es gestört oder doch abgeschwächt. Ergreifend klingt darauf auch die sanfte Zurückweisung des Trostes durch „die stille Kraft der schönen Welt“: „Wohl ist sie schön die Welt! In ihrer Weite bewegt sich so viel Gutes hin und her“ (1900 f.). Aber wenn auch das Schöne und Gute im Leben nicht immer unerreichbar vor der Fürstin entwiche, sie wäre nicht die Persönlichkeit, es rasch zu ergreifen und festzuhalten; denn:

„Zu fürchten ist das Schöne, das Fürtreffliche
Wie eine Flamme, die so herrlich nützt,
So lange sie auf deinem Herde brennt,
So lang sie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann sie da entbehren?
Und frisst sie ungehütet um sich her,
Wie elend kann sie machen!“ (1840 ff.)

Und so ist auch ihre Liebe zum Dichter eine wohlbehütete Fackel, die nie zur verzehrenden Flamme werden kann. Leonore hat sie ganz richtig mit dem zwar milden, aber kalten Lichte des Mondes verglichen. Sie findet ihr Glück in dem stillen, schönen Traumleben ihres Innern; in dem Augenblicke, da dieses sich in Wirklichkeit verwandeln soll, erwacht sie voll Schrecken und sinkt in ihr altes Leid zurück, tief unglücklich.

Auch der Dichter Tasso führt solch ein Traumleben: „Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum; sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur“ (159 f.). Das ist der Boden, auf dem sich die Prinzessin mit ihm zusammengefunden hat; aber in ihm lebt noch eine zweite Natur, die selbst die kluge Gräfin nicht erkannt hat: er ist ein Mensch mit einem heissen, leidenschaftlich begehrenden Herzen; und das gerade ist die tiefe Tragik im Schicksal des unglücklichen Dichters, dass sein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heisses Herz die Gebilde seiner blühenden, dichterischen Einbildungskraft als lebensvolle Wirklichkeit begehrt: Enttäuschung, Verbitterung, Leid, langsames Verbluten sind die Folgen. Von alledem klingen Töne in seinem Naturgefühl.

Gleich sein Auftauchen in dem herrlichen, lichten Naturbilde wirft einen Schatten,[35]) etwas still Versonnenes, ernst Feierliches bringt sein Erscheinen mit, und seine Worte lenken bald den Blick von der schönen Welt des Knaben mit ihrer ganzen herrlichen Fülle (409 ff.) auf seine trübe Jugend, auf die leisen Töne von des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual, die manch traurig Lied von ihm begleitet haben. Und als die Hand der still Geliebten ihm den grünen Lorbeer, der eben Vergils Stirne geschmückt hat, ums Haupt windet, da ist es mit seiner Fassung vorbei: der Kranz sengt ihm seine Locken, brennt ihm, wie ein Strahl der Sonne, der zu heiss das Haupt ihm trifft, die Kraft des Denkens aus der Stirne (489 ff.). Kühlung weht der Lorbeer nur um Heldenstirnen; ihm sollen ihn die Götter in die Wolken erheben und verklärt dort unerreichbar schweben lassen, damit sein Leben nach diesem Ziel ein ewig Wandeln sei. Nach der Einsamkeit steht sein Sinn; dort will er im tiefen Hain sein Glück verbergen, wie sonst seine Schmerzen; dort will er einsam wandeln, und zeigt ihm dann von ungefähr ein klarer Brunnen in seinem reinen Spiegel einen Mann, der wunderbar bekränzt im Widerschein des Himmels zwischen Bäumen, zwischen Felsen nachdenkend ruht, so wird ihm scheinen, er sehe Elysium auf dieser Zauberfläche gebildet. Mit dem Worte „Elysium“ eilt nun sein Denken weiter in die Vorwelt, er träumt und vergisst die Wirklichkeit um sich her. Von Dichtern und Helden träumt er, die gleiches Streben fest zusammen bindet, wie der Magnet durch seine Kraft das Eisen mit dem Eisen. Der Lorbeer als Schmuck des Dichters und des Helden hat ihn darauf gebracht. Den Kranz des Dichters nennt er sein eigen; sogleich hascht sein Kindersinn nach der Krone des Helden oder doch des klug und rühmlich wirkenden Staatsmannes, als er von den Erfolgen des Staatssekretärs Antonio vernimmt, der aus Rom kommt, jener Welt, „die sich lebendig, rastlos, ungeheuer, um einen grossen, einzig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

klugen Mann gemessen dreht und ihren Lauf vollendet“ (790 ff.); dorthin steht sein Verlangen. Sein Dichterruhm ist ihm nichts mehr, er versinkt vor sich selbst und fürchtet, „wie ein Echo an den Felsen zu verschwinden, ein Widerhall, ein Nichts sich zu verlieren“ (797 ff.). Wie „der stille Mond, der dich bei Nacht erfreut, dein Auge, dein Gemüt mit seinem Schein unwiderstehlich lockt, am Tage ein unbedeutend blasses Wölkchen hinschwebt“, so fühlt er sich von Antonios Ansehen wie vom „Glanz des Tages überschienen“ (2257 ff.). In seinem Zwiespalt möchte er wieder dem Locken der Einsamkeit folgen, die „ihm zu winken, ihn anzulispeln scheint: komm, ich löse die neuerregten Zweifel deiner Brust!“ Doch die Prinzessin hält ihn wie mit Zauberbanden fest: wirft er einen Blick auf sie, vernimmt sein horchend Ohr ein Wort von ihrer Lippe, so wird ein neuer Tag um ihn herum, und alle Bande fallen von ihm los (753 ff.). Ein Blick in ihren Blick hat ihn einst von einer ähnlichen Sehnsucht nach dem Glanz der Welt geheilt, ihn still glücklich gemacht und das „Wünschenswerte“ kennen gelehrt, das er so lange vergebens gesucht hatte:

„So sucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In stillen Schalen eingeschlossen ruht.“ (885 ff.)

Selbst der mit der Einsamkeit Vertrauten geht des träumerischen Jünglings Menschenscheu zu weit; sie warnt ihn vor dem Pfad, der uns „verleitet, durch einsames Gebüsch, durch stille Täler fortzuwandern“ und die ersehnte goldne Zeit im innern Traumleben herzustellen (971 ff.). Aber der Dichter hat diesen schönen Traum gar oft geträumt und gibt ihm nun den begeisterten, sinnlich lebensvollen Ausdruck:

„Die goldene Zeit, wohin ist sie geflohen,
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt?
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Herden im Genuss verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang;
Wo klar und still auf immer reinem Sande
Der weiche Fluss die Nymphe sanft umfing;
Wo in dem Grase die gescheuchte Schlange

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unschädlich sich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald bestraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft
Und jedes Tier, durch Berg' und Täler schweifend,
Zum Menschen sprach: Erlaubt ist, was gefällt." —

Wohl fühlt Tasso, wie hoch die Prinzessin, in der er das „reinste, göttlichste Glück" erfahren hat, über ihm steht (1069 ff.); die Erdengötter unterscheiden sich vor den andern Menschen wie das hohe Schicksal vom Rat und Willen selbst der klügsten Männer:

„Vieles lassen sie,
Wenn wir gewaltsam Wog' auf Woge sehn,
Wie leichte Wellen unbemerkt vorüber
Vor ihren Füssen rauschen, hören nicht
Den Sturm, der uns umsaust und niederwirft,
Vernehmen unser Flehen kaum und lassen,
Wie wir beschränkten armen Kindern tun,
Mit Seufzern und Geschrei die Luft uns füllen."

Doch ihre gütige Nachsicht hat ihm Mut gemacht: „Du hast mich oft, o Göttliche, geduldet, und wie die Sonne trocknete dein Blick den Tau von meinen Augenlidern ab", und in seliger Hoffnung jubelt er: „Welch einen Himmel öffnest du vor mir, o Fürstin! Macht mich dieser Glanz nicht blind, so seh' ich unverhofft ein ewig Glück auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen". Und vor den Säulen, den stummen Zeugen seines höchsten Glückes, preist er sie nun als die aufgehende „Sonne seines neuen Lebenstages". Er vergleicht sich dem Blindgebornen, der sich das Licht, die Farben denken möge, wie er wolle: „erscheinet ihm der neue Tag, ist's ihm ein neuer Sinn". Gleichsam überwältigt von der Herrlichkeit des ihm rein und unverdient winkenden Geschenkes, muss er sich ermahnen, freudig in die unbekannte lichte Zukunft zu blicken, in die ihn hoffnungsvolle Jugend wieder lockt, und halb zuversichtlich, halb wehmütig zagend spricht er die rührende Bitte:

„O Witterung des Glücks,
Begünst'ge diese Pflanze doch einmal!
Sie strebt gen Himmel, tausend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten sich zu Blüten.
O dass sie Frucht, o dass sie Freude bringe!
Dass eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren frischen reichen Aesten breche!" (II, 2.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tasso ist auf der Höhe seiner Freude, was nur der Dichter gewonnen hat, glaubt der Mensch ergreifen zu können. Und als er durch Antonio rauh aus seinem Glückstraum gerissen wird, da empört sich in ihm zuerst der verletzte Mensch und schilt auf Neid und Kleinheit, die aus der Nähe des edeln Fürsten verbannt sein sollten, „wie keiner Spinne schmutziges Gewebe an diesen Marmorwänden haften soll“ (1358 ff.). Sein Widersacher „schürt Glut auf Glut, es kocht das innre Mark, die schmerzliche Begier der Rache siedet schäumend in der Brust“ (1381 ff.); er „ruht nicht, bis er den reinsten Tropfen Bluts in ihm zu Galle gewandelt“ hat (1425). Die freundliche Vermittlerin nennt der Verbitterte eine „kleine Schlange“, die, lieblicher als je, „heranschleicht und mit glatter Zunge zauberische Töne zischt“ (2509 f.). Fort will er: auf dem Marmorboden brennen ihm die Sohlen; sein Geist kann nicht eher Ruhe finden, bis der Staub des freien Weges den Eilenden umgibt (2701 ff.). Jedes Vertrauen ist ihm geschwunden; er meint die Welt von Jugend auf zu kennen, „wie sie so leicht uns hülflos, einsam lässt und ihren Weg wie Sonn' und Mond und andre Götter geht“ (2408 ff.). Sein Gemüt, das fühlt er nun leider, ist nicht von der Natur bestimmt, „auf weichem Element der Tage froh ins weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen“ (3068 ff.). „Bist du aus einem Traum erwacht?“ fragt er sich bitter. „Wo sind die Stunden hin, die um dein Haupt mit Blumenkränzen spielten? Die Tage, wo dein Geist mit freier Sehnsucht des Himmels ausgespanntes Blau durchdrang?“ Und in verzweifelter Klage schliesst er sein Selbstgespräch mit dem düstern Bilde der Trostlosigkeit:

„Ja, nun ist's getan!
Es geht die Sonne mir der schönsten Gunst
Auf einmal unter; seinen holden Blick
Entziehet mir der Fürst und lässt mich hier
Auf düsterm schmalem Pfad verloren stehn.
Das hässliche, zweideutige Geflügel,
Das leidige Gefolg der alten Nacht,
Es schwärmt hervor und schwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin beweg ich meinen Schritt,
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umsaust,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?“ (IV; 1.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nicht vor ihm liegt dieser Abgrund, sondern in ihm, in seinem eigenen reichen und doch so schwachen Herzen, dem die Kraft gebricht, Dichtertraum und Menschenwirklichkeit auseinanderzuhalten. Die Erkenntnis, dass der Drang zu „sinnen“ und zu „dichten“ das Glück, aber auch zugleich die Tragik seines Lebens ausmache, kommt in dem herrlichen Gleichnis (3079 ff.) zum Ausdruck:

„Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstlichste Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten und lässt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerten Wurms,
Im neuen Sonnental die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten!“

Eine Fülle von Schönheit breitet hier der Dichter um das bekannte Bild der Raupe für die Seele im irdischen Leben und des die Flügel entfaltenden Schmetterlings für den Augenblick ihrer Befreiung durch den Tod. Wie oft mag wohl der Knabe die „grosse und wundersame Veränderung“[36]) im Leben des Seidenwurms beobachtet, wie oft das leise, feine Knistern belauscht haben, das seine emsige, unaufhaltsame Todesarbeit begleitete, bis er im köstlichen Sarge regungslos ruhte! Man spreche die beiden Verse:

„Aus seinem inersten und lässt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen“,

unter Beachtung der zahlreichen S-Laute, und man hört dieses geheimnisvolle, rastlose Knistern. In der Seidenzucht ist die vollendete Hülle wirklich der „Sarg“ des Tieres; aber mit dieser trostlosen Vorstellung schliesst der Dichter nicht ab; er bleibt bei dem natürlichen Schicksal der Raupe, ihrem Erwachen als lichtbeschwingter Schmetterling im Frühlingssonnenschein, und sehnsuchtsvoll dringt das Flehen um ein gleiches lichtes Schicksal der Erlösung und der Befreiung über seine Lippen.[37]) Auf dieser Welt erhofft er kein Glück mehr, und wie ein Kind, dem draussen Leid geschehen ist, in die Arme der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mutter flüchtet, so will er mit seinem Leide nach der Heimat, zu seiner einzigen Schwester. Schon malt er sich in seinem kranken Sinne diese Heimkehr aus, wie er, als Pilger oder Hirt verkleidet, durch das Gewühl der Stadt schleicht, sich zu den vom Markte heimschiffenden Landleuten gesellt, dann einsam sacht den Pfad zum Heimatorte hinaufgeht, wo ihm eine Spinnerin das Haus der Schwester zeigt: „So steig ich weiter. Die Kinder laufen nebenher und schauen das wilde Haar, den düstern Fremdling an“ — Idyll und Ballade zugleich! Noch einmal versucht die Prinzessin, den Unglücklichen dem wirklichen Leben zurückzugewinnen, und halb wehmütig-ernst, halb verzweiflungsvoll-bitter will er ihr dies Leben in knechtischer Arbeit als Gärtner, als Schlossverwalter weihen. Die Ausmalung der kleinlichen Tätigkeit des Dichters an denselben oder doch ähnlichen Stätten, die er früher hochgestimmt und in seligen Träumen durchwandelt hat, wirkt niederdrückend und geradezu erschütternd. Als er aber den Seelenschmerz der Prinzessin bemerkt, flammt noch einmal in ihm das leidenschaftliche Begehren auf; alles Mahnen zur Mässigung ist umsonst: „Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein, der schäumend wallt und brausend überschwillt?“ Sein „Auge trübt sich in Glück und Licht“, sein „Sinn schwankt“, er will das Glück seiner Dichterträume gewaltsam an sich reissen, wird zurückgestossen und sinkt vernichtet zusammen (V, 4.). Noch einmal brandet es in ihm empor, ingrimmig, bitter, dann ebbt es zurück, verzweiflungsvoll, leidvoll, klagend — und in diesem verzehrenden Schmerze fast glücklich. Dem Dichter selbst kommt im Anblicke seines alten Widersachers Antonio, der allein von allen bei ihm ausharrt, der Vergleich vom unerschütterlichen Felsen und der sturmbewegten Welle:

„Die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über.
In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.
Verschwunden ist der Glanz, entflohn die Ruhe. —“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber unter dem Bilde der Welle kann Tasso nicht die ganze Grösse seines Unglücks zeigen; bleibt sie doch als Teil der grossen See immer unvernichtet, wenn auch „ewig wechselnd". Er aber ist in der Gefahr der Vernichtung („Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr"), und die Vorstellung der Gefahr ruft in ihm das treffendere, seine Not packender veranschaulichende Bild vom scheiternden Schiffer wach, wobei er zugleich den äusseren Urheber des Zusammenbruchs seines Glückes, jetzt seinen letzten Halt, mit hineinbeziehen kann:

„Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berstend reisst
Der Boden unter meinen Füssen auf!
Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte." (V, 5.)

So verflicht Goethe zwei seiner Lieblingsbilder in den Schluss des Schauspiels, das schon wiederholt erwähnte: „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser! Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!" und das andere von dem Schiffer, der über die „grimme Tiefe" fährt, ungewiss, ob „scheiternd oder landend", diesmal freilich scheiternd, weil er nicht „männlich an dem Steuer" gestanden hat. —

Zur Vervollständigung der Naturbilder, die hier ohne bestimmte Ordnung, nur wie sie sich im Empfinden der verschieden gestimmten Menschen spiegelten, gezeigt worden sind, seien noch die wenigen Stellen angeführt, an denen auch Antonio, der lebenskluge, gewandte Hofmann, seine Gedanken durch Vergleiche aus der Natur lebensvoller gestaltet. „Du gehst mit vollen Segeln", meint er (1288) leicht spöttelnd über das rasche Freundschaftswerben Tassos, während er ihn etwas später (1487 f.) beschuldigt, gar zu leicht schwere Lasten zu tragen und Fehler wie den Staub vom Kleide zu schütteln. Treffender könnte er wohl kaum seinen Neid über das Ansehen des Dichters und den Groll über seine vermeintliche Zurücksetzung ausdrücken als in dem derb anschaulichen Bilde (1998 ff.): „Wenn ein wackrer Mann mit heisser Stirn von saurer Arbeit kommt und spät am Abend in ersehnten Schatten auszuruhen denkt und findet dann von einem Müssiggänger den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schatten breit besessen, soll er nicht auch etwas Menschlichs in dem Busen fühlen?“ Verachtung des Dichters klingt daraus, und doch weiss er als feingebildeter Mann sonst den Wert der Dichtkunst zu schätzen:

„Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blütenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leichtgetragnen Blüten,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberflusses rauscht darneben
Und lässt uns bunte Wunderfische sehn.
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Herden Wies' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt usw.“ (711 ff.)

Wir schauen hier ein glänzendes Gemälde aus der Zeit der Renaissance, wie es sich leuchtender und märchenhafter nicht wiedergeben lässt. Zwar sind Allegorie, Kunst und Wunder reichlich hineinverwebt, aber wer die Natur so farbenprächtig schmücken und so innig beseelen kann, der muss für ihre Schönheit ein offenes Auge und für ihren Zauber ein empfängliches Herz haben. Der sonst so nüchterne, glatte Staatsmann besitzt etwas von dem lebensfrohen Naturgefühl der Gräfin, die, wie wir gesehen haben, als die einzige die unmittelbare Wirkung der Frühlingsnatur zu schildern versucht.

Hält man das Preislied Antonios auf die dichterische Welt Ariosts mit Tassos Lob der goldenen Zeit zusammen, so tritt sogleich ein wesentlicher Unterschied hervor: bei Antonio Schwärmen, fast überschwengliches Schwärmen in der Fülle der vorgezauberten Schönheit und doch immer gesundes Sich-Besinnen auf die wirkliche Pracht der lebendigen Natur und des Menschenlebens, ein freudiges Geniessen im Geiste, ein Sich-Ergötzen am Vergleiche mit der doch auch schönen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wirklichkeit; bei Tasso ein schmerzlich weiches Klagen um etwas Entschwundenes, vergeblich Ersehntes, eigentlich nie Dagewesenes, und dann der sinnliche Zug, dies Erdichtete, Erträumte wirklich zu geniessen; dort trotz aller Fabelei Kraft und Leben, hier Schwäche und Träumen. Die Naturen der Prinzessin und des unglücklichen Dichters bringen es eben mit sich, dass sie keine Naturfreude rein geniessen können. Selbst dass schönste Bild ist ihnen durch krankhafte Sehnsucht oder durch schmerzliche Erinnerung getrübt; aber da, wo es gilt diesen Empfindungen der Sehnsucht und des Leidens Ausdruck zu geben, da werden die Naturbilder lebenswahr und ergreifend; es sei nur an die Worte der leidgeprüften Fürstin erinnert: „Die Sonne hebt von meinen Augenliedern usw.“ und dann an Tassos wundervolle Bilder von der Pflanze, vom Seidenwurm und an das grossartige Schlussbild.

Das ganze Schauspiel nimmt seine Entwickelung von sonniger Helle zu trübem Dunkel, in grellem Gegensatze stehn der heitere, glückliche Anfang und der sturmbewegte, unselige Ausgang. Umgekehrt sahen wir in der „Iphigenie“ die grauen Nebel sich lichten und die düstern Wolken schwinden; selbst der Wind schien nur auf das lösende, versöhnende „Lebe wohl!“ zu warten, um „die Segel sanfter anzuschwellen“ und die Glücklichen vom Lande des Nebels, der traurigen Sehnsucht, einer schönen Zukunft entgegen zu tragen, und auch die schmerzliche Wehmut des einsam zurückbleibenden Königs wird durch das Bewusstsein gelindert, sich selbst bezwungen und andere glücklich gemacht zu haben. Im „Tasso“ aber entlässt uns der Dichter mit dem aufregenden Bilde des gestrandeten Schiffers, der sich am Felsen festklammert, umtost vom Gischt der sturmdurchwühlten Wogen: wird seine Kraft aushalten, bis er gerettet wird, oder wird er niedergleiten in die grimme Tiefe? —

Vergleicht man die beiden Schauspiele in Rücksicht auf das Naturgefühl, so kann man sich leicht durch die so grundverschiedene Stimmung, die über ihnen waltet, verführen lassen, „Tasso“ für reicher und schöner zu erklären. Aber wird man das auch bei näherem Zusehen gelten lassen? Wohl lacht über der Welt Tassos der strahlend blaue Himmel des Südens,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wohl prangt die Natur im zarten Frühlingsschmucke, aber man hat doch die Empfindung, als wehte auch durch die Gartenpracht die künstlich verfeinerte Luft, wie sie leise die Marmorwände der fürstlichen Gemächer umschmeichelt, weich, duftig-belebend — und doch nicht ganz naturrein frisch. Es mag dies persönliche Auffassung sein, aber man nenne aus den vielen schönen Stellen eine, welche die ursprüngliche, gewaltige Kraft erreicht, wie sie aus den Eingangsworten Iphigeniens strömt, oder eine, die dem unaussprechlichen Zauber des Abendfriedens an der See gleichkommt, oder auch nur eine von der Frische, wie sie aus Iphigeniens Gebet an die Sonne weht, von dem wundervollen Ineinanderweben von Natur- und Seelenstimmung in der halbwachen Traumscene Orests ganz zu schweigen, dessen jubelnde Dankbarkeit dann in die grossartige Symphonie vom Gewittersturm und Gewittersegen ausklingt. Das Naturgefühl im „Tasso“ ist licht, fein, abgeklärt, dem ruhigeren, zu reiferer Schönheit geläuterten Empfinden des Dichters entsprechend; aber in der „Iphigenie“ ist es ursprünglicher, lebenskräftiger, gewaltiger, noch weit näher der freudigen, stürmischen Naturbegeisterung, wie sie dem jungen Goethe eigen war. Zu entscheiden indes, was schöner ist, müssen wir uns versagen. Es ist damit, wie mit der Natur selbst: „Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt.“[38]) Nicht nur das persönliche Empfinden und der Geschmack des einzelnen Menschen, sondern sogar derselbe Mensch wird in wechselnder Gemütsstimmung bald das eine, bald das andere vorziehen; soviel jedoch ist gewiss, erfreuen werden wir uns daran immer.

Da es nun aber gar zu leicht ist, im Schwunge der wohllautenden Verse oder im bunten Reigen der herrlichen Gedanken über die Schönheiten der Naturbilder hinwegzugleiten, so ist es unsere Aufgabe, die Jugend auch auf diese hinzuweisen, sie ihr zu erschliessen, damit sie sich hieran „erwärme und begeistere.“ Man wende nicht dagegen ein, dass dies doch nur „Papierblumen“ seien, dass wahres Naturgefühl nur in der freien Natur selbst empfunden werden könne. Empfunden wohl; aber wenn der Dichter nicht zuerst mit der Kraft seiner Kunst die Seele

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geweitet und das Auge des Geistes geschärft hat, dann huscht die Schönheit an dem leiblichen Auge fast eindruckslos vorüber, ins Innere fällt ihr Schein nicht, und die Fünkchen, die etwa doch ins Herz springen, verglimmen, weil es ihnen an Nahrung gebricht. Das wird jeder bestätigen können, der oft mit Menschen verschiedener Art gewandert ist. Ganz anders ist es, wenn der jugendliche Geist von Anfang an gewöhnt wird, sich das Bild des Dichters klar zu machen, es nachzuempfinden. Da fangen die zahlreichen Fünkchen, die besonders leicht in junge Herzen fallen, zu sprühen an und zu leuchten, und alles, was die Augen draussen gesehen und unbewusst mitgenommen haben, das erwacht, belebt das in Worten vernommene Bild und macht es zu bleibendem Besitz der Seele. Und schaut dann später das Auge ein ähnliches Bild in der Natur draussen, empfindet das Gemüt eine ähnliche Stimmung, dann werden die herrlichen Zeilen des Dichters wieder in der Erinnerung wach, und der Genuss ist doppelt schön. Auf diese Weise wird ein befruchtendes Leben wechselnd strömen vom Dichterwort zur Natur, von der Natur zum Dichterwort. Darum gewiss: hinaus mit unsern Schülern in die freie schöne Welt, mögen sie als „Wandervögel“ die Gaue der Heimat durchstreifen oder unter der Fahne „Jungdeutschlands ins Feld ziehen“ oder als eifrige Sammler — besser wäre als sorgsame, schonende Beobachter – ihre erste Naturwissenschaft treiben! Nur wollen wir nicht versäumen, ihnen auch in den Schulstunden, soweit dies angeht, die Sinne zu öffnen für den Zauber, den die Dichter über die Natur ausgegossen haben, indem sie auf diese alles, was das Menschenherz bewegt, übertragen haben, während ihnen umgekehrt die immer neue Natur Glanz und Farbe für die Darstellung des Menschenherzens und seines Schicksals geliehen hat. Erst wenn sich der einfache, wirkliche Naturgenuss mit dem feineren, geistigen Naturgefühl innig verbindet und in eins verwebt, entsteht die wahre Freude an der Natur und die warme Liebe zu ihr, die dann den Menschen, welchen Beruf er auch treiben mag, sein ganzes Leben hindurch begleitet, den Alltag ihm verschönt, sein Glück erhöht und sein Leid mildert. Dafür ist uns Goethe, der grösste Mensch, die „Sonne am Himmel unserer Dichtung“,[39])

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein sicherer Bürge. Den leuchtenden Strahlen, die sein unvergleichliches Naturgefühl über die Dichtung, ja über unser ganzes Leben erglänzen lässt, Eingang in die Herzen der Jugend schaffen zu helfen, ist der Zweck dieser Zeilen; mögen sie eine bescheidene Ranke bilden zu dem neuen Kranze, mit dem gewiss auch das heranwachsende Geschlecht das unsterbliche Haupt des Dichters krönen wird, wie es einst Eltern und Voreltern getan haben:

„Denn jeder neue Kranz, zu tausend andern
Vom heissen Dank der wechselnden Geschlechter
Gewebt für dieses Haupt, ist eine Krone,
Mit der das Menschentum sich selber krönt.“ [40])

Anmerkungen.

1. W. Münch, Goethe in der deutschen Schule. Goethe-Jahrbuch, XXI, 156.
2. Vgl. Hugo Blümner, Lessings Laokoon. Berlin. 1880². S. 496, und Goethes Werke, Weimarer Ausgabe XLVI, 29.
3. Vgl. Goethes Werke in der „Italiänischen Reise,“ Bologna, den 19. Oct. abends (Weim. Ausg. XXX, 166 f.): „So habe ich eine heilige Agathe gefunden, ein kostbares, obwohl nicht mehr ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künstler hat ihr eine gesunde sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Roheit. Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.“
4. Vgl. Alfred Biese, Pädagogik und Poesie. III. Band. Berlin. 1913. S. 255. — Nach anderer Deutung enthält Meer, lateinisch mar-e, dieselbe Wurzel wie man-are „fliessen.“ Vgl. H. Kuttner, Der Werdegang unserer Muttersprache. Sprachkunde. II. Jahrg. Heft I, 2. Berlin 1913.
5. Zwar kann man Unerschöpfliches, wie Biese sagt, nicht ausschöpfen wollen, aber es wäre doch noch auf so manche Schönheit in Wortbildung, Wortinhalt und Rhythmus hinzuweisen. Statt dessen seien

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf